



OSKAR AICHINGER

ICH BLEIB IN DER STADT UND VERREISE

VOM GEHEN UND VERWEILEN
IN WIEN

PICUS

OSKAR AICHINGER

**ICH BLEIB
IN DER STADT
UND VERREISE**

**VOM GEHEN UND VERWEILEN
IN WIEN**

PICUS VERLAG WIEN

PROLOG

Ich gehe für mein Leben gern, laufen mag ich nicht.

Ich habe schon versucht zu laufen, so wie viele das heutzutage tun, ich habe aber nie Freude daran gefunden, möglicherweise fehlt mir die Anlage dazu, eine genetische Disposition, denn schon in der Schule war ich auf der Aschenbahn eine lahme Ente. Beim Fußball dem Ball hinterherzulaufen, das mochte ich schon, obwohl ich es nie zu einer nennenswerten Meisterschaft in dieser Disziplin brachte, aber ich spielte viel und ausdauernd, ja sogar mit Leidenschaft, sodass ich oft beim Einschlafen nach einem Spiel in Gedanken noch einmal ein paar gelungene Spielzüge durchging, was mir ein Gefühl von Stärke und Zufriedenheit verschaffte.

Heute habe ich mir eine simple Erklärung für meine Laufunlust zurechtgelegt, die ich bei Bedarf jedem angeblich passionierten Läufer entgegenhalte, der mich mit seinen endorphinen Glücksgefühlen zu überzeugen sucht. Laufen, so meine Worte, sei entweder notwendig als Fluchtverhalten bei drohender Gefahr oder als Nachlaufen eine Folge von erotischer Begierde oder Beutehunger, somit jedenfalls bei allen Lebewesen immer ein Ausnahmezustand und als solcher ganz sicher gesundheitsschädlich, sobald er als nutzlose Dauerbeschäftigung etabliert wird. Die unglücklichen, ja mitunter qualvoll verzerrten Gesichter, die mir nahezu täglich beim Gehen begegnen, scheinen mir recht zu geben, wobei ich einräumen muss, dass mir die verzweifelten Mienen älterer sogenannter Jogger, die ja tatsächlich vor einer realen Gefahr, nämlich dem Tod, davonlaufen, mitunter richtig ans Herz rühren. Ja, und auch das muss ich zugeben, es gibt Menschen, die zum Laufen

wie geboren zu sein scheinen. Jahr für Jahr gehe ich am Tag des Wien-Marathons die paar Schritte von meiner Wohnung hinüber zur Linken Wienzeile, um die Spitzengruppe zu sehen. Taucht sie im Fernsehen am Schwarzenbergplatz auf, muss ich mich schon beeilen, um in den Genuss dieser vollendeten Laufdemonstration zu kommen. Ist nach ein paar Minuten auch die Spitze der Damen durch, ist es auch schon wieder Zeit zu verschwinden, denn sonst könnten die nachfolgenden vierzigtausend Streber und Masochisten, genannt Hobbyläufer, den wunderbaren Eindruck von Leichtigkeit und Bewegungsfreude schnell wieder zunichtemachen.

Ich gehe, wandern ist mir suspekt, obwohl ich als bekennender Schubertianer dem Wandern in ambivalenter Weise innig zugetan bin, aber da ist etwas anderes gemeint, das nichts mit dem Wandern meiner Kindheit und Jugend zu tun hat, mit Wandertagen, Wanderausrüstung, Pfadfindern und Jungschar, mit dem verkrampft lustigen Absingen von Wanderliedern in Berghütten, mit den morgendlich prustenden Kaltwasser-Waschritualen von ältlichen Männern am Gemeinschaftsbecken, dem omnipräsenten »Griaß di« auf alpinen Wegen und dem gefährlichen »Berg Heil!« an Gipfelkreuzen. Ja, ich besitze Wanderschuhe und verwende sie dort, wo sie vonnöten sind, ich liebe Wanderkarten, am meisten diejenigen, die die Topografie trocken in gutem Maßstab wiedergeben und sich als Blatt des Amtes für Eich- und Vermessungswesen tarnen, ich gehe auch auf markierten Wanderwegen, um nicht in die Irre zu gehen, und trotzdem möchte ich nicht wandern, sondern einfach nur gehen.

Ich war lange Zeit der Ansicht, Gehen um des Gehens willen sei nur in der Natur oder zumindest in naturnahen Zonen wie etwa in Parks angebracht, Gehen in Ortschaften und Städten habe dagegen immer einem bestimmten Zweck zu dienen, wie

etwa dem Einkaufen, dem Arbeiten, dem Studieren oder wenigstens dem Hunderausführen. Höchstens am Abend könne man sich ein wenig Flanieren gönnen, um den beschwerlichen Arbeitstag angenehm ausklingen zu lassen. In der Stadt einfach so zu gehen, ohne bestimmte Absicht, fand ich lächerlich, und wenn ich es trotzdem tat, schämte ich mich ein wenig und hatte es dann besonders eilig und wollte besonders geschäftig wirken, nur um den eigentlichen Zweck meines Tuns zu verbergen, nämlich keinen zu haben. Womöglich besitzen manche Leute nur deswegen einen Hund, um ihrem Bedürfnis nach sinnlosem Gehen perfekt getarnt folgen zu können, und wer weiß, wie viele Ziele in der Stadt vorgeschützt werden, nur um absichtslos gehen zu können.

Was mir also vorschwebte, war eine Art von Ausflug, ohne die Stadt verlassen zu müssen, eine Fahrt ins Blaue für ein paar Stunden mitten in der Stadt, also die Stadt als Landschaft zu begreifen, die man auf abertausenden Wegen durchstreifen, in der man seine eigenen Markierungen setzen, aber nach Lust und Laune von diesen auch jederzeit wieder abweichen kann. Und ich begann zu begreifen, dass ich die auf sozusagen echten Wanderwegen von mir so geschätzten und gerne aufgesuchten Schutzhütten und Buschenschänken nicht zu vermissen brauchte, die Stadt ja geradezu übersät war von Gaststätten jeglicher Art, die ich jederzeit zu Zielen und Stützpunkten meiner Streifzüge erklären konnte. Denn eines war mir bei meinen Gehversuchen längst klar geworden: Das völlig absichtslose Sichtreibenlassen wollte mir doch nicht so recht gelingen, auch wenn ich ohne jegliche Absicht losging, begann sich immer eine Art von Ziel oder Zwischenstation vor meinem inneren Auge zu materialisieren, dem ich dann willig und freudig zu-steuerte. So überzog ich den Stadtplan im Laufe der Jahre mit einem immer dichter werdenden Netz aus Wegen und Zielen,

aus denen ich je nach innerer Gestimmtheit wählen konnte. Es gab trübe und helle, volkstümliche und elegante, winterliche und sommerliche Routen, deren Ziele die vorherrschende Stimmung vertiefen, aber auch konterkarieren konnten. Hatte ich etwa zu viel an imperial-vornehmer Innenstadtluft aufgesaugt, verschaffte mir der Besuch eines einfachen Vorstadtgasthauses Erleichterung, drückte die triste Atmosphäre endloser Zinskasernen-Straßenzüge zu sehr aufs Gemüt, konnte ich mich von der geschäftig scheppernden Klangkulisse eines eleganten Kaffeehauses wieder aufrichten lassen.

Mit der Zeit begann ich mich für das Wesen meiner Wege und Ziele zu interessieren, für ihre historischen und topografischen Besonderheiten, allerdings ohne den Anspruch wissenschaftlicher Redlichkeit, die mir zwar in ihrer akribischen Beflissenheit immer imponiert hat, für die ich mich aber selber nicht eigne. Schon beim Studium der Geschichte, das ich an der Universität so nebenher betrieb, fehlte mir nach ein paar Stunden Arbeit in Archiven oder Bibliotheken der nötige Ernst, und ich begann, zu anderen Dingen abzuschweifen, die Atmosphäre im Raum einzufangen oder die Studentinnen zu beobachten, die, in ihre Arbeit vertieft, besonders hübsch und anziehend auf mich wirkten. Ich beschloss also, bei der Beschreibung meiner Wege und Ziele Wissen und Recherche zwar nicht beiseitezulassen, aber auf keinen Fall gelehrt und pedantisch zu werden, denn es geht mir, wie gesagt, um das Gehen und den damit verbundenen Zustand einer sanften Entrücktheit, der die Dinge in einem besonderen Licht erscheinen lässt, und um den Nachweis, dass dies nicht nur in Wald und Wiese, sondern auch mitten in der Großstadt möglich ist.

In der Regel gehe ich schnell, nicht unbedingt aus Gründen der körperlichen Ertüchtigung, sondern weil ich meinem inneren Metrum folge, und das ist eben beim Gehen schnell und

beim Laufen langsam, was aber das Laufen ad absurdum führt, sogenanntes Langsamlaufen verursacht mir Lachkrämpfe, genauso wie die noch immer olympische Disziplin »Gehen«, bei der man so schnell wie möglich gehen und sich dabei das Laufen ständig verkneifen muss, was ein komisch anzusehendes Rudern mit den Armen und ein geradezu verzweifelt Wackeln mit dem Gesäß hervorbringt. So ähnlich muss es Pferden im Trabrennsport ergehen, die schnell sein müssen, aber ja nicht ins Galoppieren verfallen dürfen. Dort nennt man das »Einspringen«, was eine sofortige Disqualifikation zur Folge hat, »Auspringen« als Befreiung aus einer prekären Situation wäre wesentlich treffender. Also, meine Herrschaften, da bleibe ich lieber gleich beim einfachen Gehen, das wir alle kennen und können.

Eine Zeit lang kursierten in diversen Medien Untersuchungen über die unterschiedlichen Gehgeschwindigkeiten in Städten, sozusagen um der ihnen innewohnenden Dynamik auf die Spur zu kommen, erstaunlicherweise rangierte dabei Wien unter den zehn schnellsten, zusammen mit New York, Kopenhagen, Berlin und anderen. Dieselbe Studie stellte auch eine eindeutige Korrelation zwischen der Größe einer Stadt und der Gehgeschwindigkeit her, also je größer, desto schneller, und einen Zusammenhang mit der Gesundheit ihrer Bürger. Je schneller gegangen wird, desto geringer die Lebenserwartung, aber desto größer auch das subjektive Glücksempfinden. Gemessen und gefragt wurde dabei jeweils auf einer belebten Straße mit breitem Gehsteig ohne Hindernisse, da kann ich wohl kaum mitgemessen worden sein, und sicher wollte niemand wissen, ob die Leute zu ihrem Vergnügen oder aus anderen Gründen unterwegs waren. Sonst würde ich doch glatt im Namen meiner Stadtverwaltung dazu aufrufen, es mir gleichzutun, es spart Pensionszahlungen und bringt glücklichere Bürger.

Mein Gehtempo ist, wie gesagt, eher hoch. Allerdings hat auch die jeweilige Route Einfluss auf die Geschwindigkeit. Geht es durch die Innenstadt, werde ich langsamer, vielleicht weil es sich hier um die klassischen Flaniermeilen handelt, vielleicht auch weil hier vielfach der Autoverkehr fehlt, der ansonsten durch die Suggestion von Geschwindigkeit und Lärm womöglich das Gehtempo verschärft. Im Umkehrschluss gehe ich umso schneller, je weiter ich in die Peripherie vordrin-ge, so zumindest mein subjektives Empfinden, bewiesen ist das allerdings nicht, ich wurde noch nie gemessen. Und sollte ich einmal mit meinem Wissen gemessen werden, so werde ich mich, weil ich ein grundsätzlich angepasster Mensch bin, wahrscheinlich gemäß meinen eigenen Vermutungen verhalten und erst wieder nichts erfahren.

DER PILGERWEG

Das »Weinhaus Sittl« an der Ecke Gürtel/Neulerchenfelder Straße wurde einmal von meinem Freund und Kollegen V. als Wiener Heiligtum bezeichnet, und ich kann ihm nur uneingeschränkt zustimmen. Daher gilt mir einer der möglichen Wege dorthin als Pilgerweg.

Er führt mich zunächst an einem auffälligen, herrschaftlich anmutenden Haus mit der unübersehbaren Aufschrift »Neuber's Enkel«, laut Firmenschild eine »Großdrogerie«, vorbei, schließlich ein Stück weit durch N-Land, dort wohnte vor vielen Jahren meine einstige Freundin und Vertraute N. Im Lauf der Zeit bilden sich ja in einer Stadt, in der man lebt, viele Länder heraus, Gegenden, die mit geliebten Personen in Verbindung stehen. Endet ein Verhältnis mit Streit und Hass, so kann ein Land für längere Zeit zum Feindesland werden, das man nur widerwillig betritt und durchquert und das erst dann wieder zu neutralem Territorium wird, wenn die alten Geschichten verblasst sind. Ins N-Land in Gumpendorf rund um eine barocke Kirche, in der der Leichnam Joseph Haydns eingeseget wurde, komme ich noch heute gerne, was vielleicht auch daran liegt, dass N. nie meine Geliebte war. Wir machten zwar einen Versuch, uns in erotische Sphären emporzuschwingen, was gründlich misslang, blieben aber trotzdem Freunde. N. meinte nur, es gebe eben Menschen, die in dieser Hinsicht nicht zusammenkommen, auf anderen Ebenen aber sehr wohl. N. stammte aus vornehmerm japanischen Elternhaus, war wunderschön und eine überaus begabte Sängerin, was ihr ein Engagement an der Staatsoper eingebracht hatte. Sie war mächtig stolz darauf, alles allein und nur durch ihre Leistung geschafft zu

haben, ohne Protektion und ohne Bettgeflüster mit Direktoren und Intendanten. Von ihrem Schlafzimmer blickte man direkt auf die Kirche, und es schien ihr ein besonderes Vergnügen zu bereiten, in diesem von ihr so genannten heiligen Zimmer Sex zu haben, wie sie mir erzählte. Das war insofern bemerkenswert, da sie nicht katholisch war, ein Lustgewinn, wie ihn jeder pubertierende Junge kennt, der just in der Kirchenbank auf schmutzige Gedanken kommt, war eigentlich auszuschließen, es sei denn, sie übertrug ihre strenge Kinderstube raffiniert auf den Barockbau gegenüber. Sie hatte eine Mitbewohnerin, Sängerin wie sie, aus bestem Schweizer Haus und von ansteckend fröhlichem Naturell, während N. stets von einer gewissen Melancholie umflort war, was sie nur noch schöner machte. Alles an den beiden Frauen war elegant und edel, was ich sehr genoss, hatte ich doch zu der Zeit eher Umgang mit alternativen, umweltbewegten Menschen, die in puncto Stil und Kleidung jeden Geschmack vermissen ließen. Sie pflegten sogenannte Beziehungen, oder, noch schlimmer, Beziehungskisten und sprachen bei Seitensprüngen von sogenannten Außenbeziehungen, während man im N-Land Affären hatte, diskret und selbstverständlich. So konnte es schon passieren, dass unvermittelt die füllige Gestalt eines bekannten Opernsängers im Türrahmen der Mitbewohnerin erschien, nur mit einem Leintuch um die Lenden bekleidet, und mir mit einem konspirativen Blick bedeutete: »Na, Kleiner, du hast ja auch nicht das übelste Mädchen an der Angel«, was mich ein wenig beschämte, da dieses ja nur eine gute Freundin war.

Durch N. lernte ich die japanische Küche kennen, ohne jemals dort gewesen zu sein, ihre Mutter versorgte sie, den Rohfisch ausgenommen, per Luftpost in regelmäßigen Abständen mit den nötigen Zutaten von Sushi und Sashimi, Gerichte, von denen ich noch nie etwas gehört, geschweige denn sie gekos-

tet hatte. Es gab damals ein einziges japanisches Restaurant in Wien, das wir gelegentlich zusammen aufsuchten, heutzutage kaum mehr vorstellbar bei der nahezu flächendeckenden Versorgung mit fernöstlichem Essen.

So sachte, wie N. in mein Leben getreten war, so verschwand sie auch wieder. So genau ich auch heute noch ihr Gesicht und ihre Gestalt vor mir habe, ihr Lächeln und ihre bezaubernde Verlegenheit, wenn sie glaubte, zu viel von sich preisgegeben zu haben, so verschwommen erscheinen mir die Umstände unserer langsamen Entfernung. Es gab keine Auseinandersetzungen, keine Meinungsverschiedenheiten, unsere seltener werdenden Treffen waren herzlich wie eh und je, und doch war sie irgendwann ganz verschwunden. Mag sein, dass es für mich an der Zeit war, eine richtige Geliebte zu finden, mag sein, dass es ihr ähnlich erging.

Im N-Land befindet sich auch die von mir gerne aufgesuchte Fleischerei »Ringl«, ein Überbleibsel aus goldenen Zeiten, als es in Wien noch an jeder Ecke einen Fleischhauer gab. Ich komme aber beileibe nicht aus historischem Interesse hierher, sondern, wie viele andere auch, wegen der hohen Qualität der Ware. Bemerkenswert ist überdies, dass hier zwei Fleischhauerinnen hinter der Theke stehen, die zwei Töchter des Herrn Ringl, der sich nur selten im Geschäft zeigt und im hinteren, nicht einsehbaren Bereich des Betriebs seiner Arbeit nachgeht. Komme ich frühmorgens, machen sich die beiden meist mit großen Messern über riesige Fleischteile her, um sie fachgerecht zu zerteilen, eine archaisch makabre Szenerie, die in anderem Zusammenhang jedem Splatter-Movie zur Ehre gereichen würde.

Trete ich ein, unterbricht eine der beiden Ringlotten, wie sie eine Bekannte einmal liebevoll genannt hat, augenblicklich ihre Arbeit und fragt mich lächelnd nach meinen Wünschen. Wäh-

rend sie sich daran macht, diese zu erfüllen, schaue ich mich im Geschäft um und stelle zufrieden fest, dass alles an seinem Platz ist: in den Vitrinen weiter hinten dampft der Leberkäse, der Himmel über mir hängt voller mächtiger Würste und hinter mir baumelt an unzähligen Haken das Hundefutter. »Ist das ausreichend?«, werde ich dann stets gefragt. Ja, es ist mehr als ausreichend, danke vielmals.

Über die Stumpergasse verlasse ich das N-Land wieder, schließlich habe ich als ernsthafter Pilger ein heiliges Ziel vor mir, das ich nicht aus den Augen verlieren will. Von nun an wird es beschwerlich, wie es sich für einen ordentlichen Pilgerweg gehört, denn es geht stetig leicht bergan, schließlich schicke ich mich ja gerade an, das Wiental zu verlassen. Rechts der Hubert-Marischka-Park, benannt nach dem Sänger und Schauspieler aus »Der Herr Kanzleirat« und vielen anderen Filmen, links das Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern. Die Liniengasse, die ich dann überquere, führt hinüber zum Linienwall, heute Gürtel. Die einst von Prinz Eugen beauftragte Befestigungsanlage wurde zum Schutz der Vorstädte, also der heutigen Bezirke drei bis neun, errichtet, alle Siedlungen, die sich jenseits des Walls befanden, wurden als Vororte bezeichnet und waren offenbar nicht schutzbedürftig, noch heute erinnert die Vorortelinie, die Hütteldorf mit Döbling verbindet, daran. Wenn also jemand aus der Vorstadt kam, so wie etwa Nestroys »Mädel aus der Vorstadt«, dann kam er oder sie aus Gumpendorf, Lichtental oder Reinprechtsdorf.

Als heutiger Vorstädter mache ich mir Sorgen, denn wenn es mit den Miet- und Wohnungspreisen hierorts so weitergeht, wird es bald vorbei sein mit der noch intakten Durchmischung verschiedener Bevölkerungsschichten und mit der damit verbundenen Lebendigkeit, mit den vielen kleinen Geschäften, Betrieben und Gaststätten. Ich jedenfalls habe keine Lust, in

einem Ghetto der tumben Besserverdiener zu leben. Jetzt, linker Hand, das »Café Gschamster Diener«, das auf eine alte, nicht nur in Wien verbreitete Gruß- und Verabschiedungsformel hinweist. Sie leitet sich von »gehorsamster Diener« ab und wurde ursprünglich von Untergebenen im Umgang mit ihren adeligen Herrschaften verwendet. Durch Hans Moser gelangte sie in den fünfziger Jahren zu neuen Ehren und wurde schließlich zum Markenzeichen perfekter, devoter Kellner in den Wiener Kaffeehäusern. Dass sich dahinter immer eine gewisse herablassende Arroganz verbarg, wissen alle gelernten Wienerinnen und Wiener nur zu gut. Das »Gschamster Diener« ist heute weitgehend verschwunden und wird höchstens noch als kokette, folkloristische Reminiszenz verwendet, die mürrischen, wenn auch perfekten Kellner sind geblieben, selbst jene mit sogenanntem migrantischen Hintergrund erlernen diesen Tonfall überraschend schnell und werden damit flugs zu echten Wienern.

Das schräg gegenüberliegende Friseurgeschäft »Happy Hair« steht paradigmatisch für die noch immer nicht abgeschlossene Identitätsfindung der Wiener Haarschneider. Zuerst begannen sie sich ihrer althergebrachten Berufsbezeichnung zu schämen, versuchten es zunächst vorsichtig mit Frisör, dann mit Salon, was ja noch von einer gewissen Logik zeugt, denn beim Friseur wird ja bekanntlich ähnlich viel getratscht wie einst in den bürgerlichen Salons. Später wurde man, blieb man denn beim französischen Idiom, zum Coiffeur oder gar zum Intercoiffeur, gab man sich anglophil, zum Hairstylisten. Heute zieren die absonderlichsten Wortkreationen die Geschäftsschilder der Stadt, vom harmlosen Fortschnitt, Abschnitt, GmbHaar über verkramptes Haargenau, Kopfarbeit, HaarWorker, CreHaar-tiv bis hin zum anmaßenden, frevelhaften Hairgott.

Wie heißt es doch in einem bekannten Wienerlied so schön: »Wenn der Hergott ned will, nutzt es gar nix.« Eben.

Da ist die unscheinbare Tür etwas weiter links mit der Aufschrift »Nachtasyl« wie ein Trost, ein Trost von Fremden, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellt. Das nach Maxim Gorkis bekanntestem Schauspiel benannte Lokal wurde von tschechoslowakischen Künstlern und Intellektuellen gegründet, die auf Initiative von Bruno Kreisky in Wien eine zweite Heimat fanden, nachdem sie in der ČSSR die regimekritische Charta 77 unterzeichnet hatten und danach ständiger Verfolgung und Repression ausgesetzt waren. Man sieht es der schon immer etwas räudig wirkenden Kellerspelunke mit Schwerpunkt Undergroundmusik kaum an, dass hier schon Václav Havel, Pavel Kohout und Karl Schwarzenberg zu Gast waren. Der österreichische Schriftsteller Josef Haslinger hat als Stadtschreiber von Mainz 2010 für das ZDF die Doku »Nachtasyl. Die Heimat der Heimatlosen« produziert. Darin erzählt einer der Betreiber, der Maler Tomáš Háleš, dass er selbst in Wien noch bespitzelt wurde, und zwar von seinem Nachbarn, einem Kommunisten, der seinerseits jahrelang in einem KZ der Nazis interniert gewesen war. Dieser zeigte ihm eines Tages aus schlechtem Gewissen die Stelle in der Mauer mit der Wanze der tschechischen Staatssicherheit. Auch das Nachtasyl mit seiner hohen Dichte an Charta-77-Aktivisten erhielt mehrfachen Besuch durch die Stasi, unter anderem sogar durch ehemalige Freunde und Unterzeichner, die mittlerweile zu den Machthabern übergelaufen waren.

Österreich hat sich so viele Verdienste durch die Aufnahme von Flüchtlingen erworben, in der Ungarnkrise 1956, bei der Invasion der Sowjets in der Tschechoslowakei 1968, in den Balkankriegen der neunziger Jahre – und ist seit Jahren dabei, diese Reputation Stück für Stück wieder zu verspielen, sodass ich mich frage: Wo sind die heutigen Nachtasyle?

Am Christian-Broda-Platz treffe ich schließlich auf die Maria-

hilfer Straße. Broda, Kreiskys Justizminister der ersten Stunde, galt in meinem tiefschwarzen Elternhaus als eine Art Inkarnation des Teufels, was unter anderem an seiner Art, beim Sprechen die Oberlippe nach oben zu ziehen und dabei die Schneidezähne zu entblößen, festgemacht wurde. Das reichte meiner juvenilen Vorstellungskraft nicht, und so versuchte ich mir den guten Mann mit kleinen Hörnern in Teufelsart auszumalen, was tatsächlich ganz gut gelang, andererseits aber durch dessen ruhige Art zu sprechen, die so gar nichts Teuflisches an sich hatte, zunichtegemacht wurde. Ich konnte ja noch nicht wirklich verstehen, was er sprach, welches Teufelszeug er im Begriffe war, mithilfe der absoluten Mehrheit der Sozialisten durchzusetzen, allen voran den berüchtigten Paragraphen 144, also die sogenannte Fristenlösung, die die Abtreibung bis zum dritten Monat erlaubte.

Auch andere Exponenten der roten Alleinherrschaft mussten sich allerhand Vergleiche gefallen lassen. So wurde der Gewerkschaftspräsident Anton Benya zur Schlange, weil er die Angewohnheit hatte, sich beim Sprechen in gewissen Abständen mit der Zunge über die Lippen zu lecken, was ihm als Züngeln angekreidet wurde. Zusammen mit seinen mephistophe- lisch hochgezogenen Augenbrauen ergab das schon ein recht schlüssiges Bild. Ähnliches galt übrigens für den Verkehrsminister Erwin Frühbauer, während der spätere Innenminister Erwin Lanc mit seiner hohen Stirn und dem fliehenden Kinn die Kröte gab. Ich muss allerdings zugeben, dass mich viele Jahre später beim feixenden Jörg Haider, der ständig Unsinn sprudelnden »Königskobra« Susanne Riess-Passer und dem überheblich giftigen Peter Westenthaler vulgo Hojac ähnliche Bilder aus dem Tier- und Fabelreich überkamen. Hätte ich damals Kinder gehabt, wer weiß, was die später darüber zu erzählen gehabt hätten.

Die Mariahilfer Straße ist die bekannteste Einkaufsstraße im ganzen Land. Schon meine Großmutter, der als Eisenbahnerwitwe jährlich ein gewisses Kontingent an Freifahrtscheinen zustand, kam gerne hierher, nicht unbedingt, um groß einzukaufen, sondern um aus ihrer Sicht eine möglichst lange Strecke zurückzulegen, damit die Freikarte auch richtig ausgenutzt wurde. Dafür gab es im Prinzip zwei Möglichkeiten: in den Westen nach Bregenz oder in den Osten nach Wien. Vom Westbahnhof war es nicht allzu weit zum Kaufhaus Herzmannsky, in dem sie ihren Einkauf tätigte, ein Paar Pantoffeln, ein Kopftuch, höchstens eine Bluse, es ging ja in erster Linie darum, die lange Reise irgendwie zu rechtfertigen. Da verhält es sich bei heutigen Shopping-Touristen wohl etwas anders, da steht das Einkaufen als eine beliebte Art von Freizeitbeschäftigung im Mittelpunkt. Ich kann das nicht verstehen, für mich ist Einkaufen eine lästige Notwendigkeit, ausgenommen der Erwerb von Lebensmitteln, Musik und Büchern. So konnte ich es gar nicht glauben, was mir einmal eine Gruppe von Urlaubern am Neusiedler See erzählte. Sie kämen so gerne ins Burgenland, ja, schon auch wegen der Landschaft und dem Wein, aber das Beste wäre, dass man hier schlechtes Wetter nicht zu fürchten brauche, schließlich sei ja das Outlet-Center in unmittelbarer, die Shopping City Süd und Wien in vertretbarer Nähe, und was gebe es denn Schöneres, als bei Wind und Wetter der Shoppinglust zu frönen.

Für mich gibt es viel Schöneres, als jetzt rechts in die Mariahilfer Straße einzubiegen, ich gehe einfach geradeaus die Kaiserstraße entlang, noch immer stetig bergan meinem heiligen Ziel entgegen. Ich wechsele jetzt in den Schatten auf die linke Straßenseite, es ist in der Zwischenzeit recht warm geworden. Man darf sich nicht täuschen, auch in der Stadt gibt es Berge und Täler, und mit ihnen Sonn- und Schattseiten, sehr viele

sogar. Die Häuser bilden die Bergrücken, während in der Talsohle Verkehr und Menschen fließen. Handelt es sich um von Westen nach Osten verlaufende Täler wie etwa die Schönbrunner Straße, gibt es, dem Süden zugewandt, eine permanente Sonn-, dem Norden zugewandt eine permanente Schattseite, die kaum Sonne abbekommt, ganz ähnlich einem Gebirgstal wie dem Inntal in Tirol. Verläuft ein Tal allerdings, wie hier die Kaiserstraße, von Nord nach Süd, tauschen im Verlauf des Tages Sonn- und Schattseite ihren Platz. Ändern Täler ihre Richtung wie etwa die Ringstraße, kann einige Verwirrung, ihre korrekte Einordnung in eine der beiden Kategorien betreffend, entstehen. Aber selbst das kommt in der freien Natur vor, man denke nur an die Donauschlinge bei Schlögen. Eine gewisse Anomalie kann man aber bei manchen städtischen Tälern schon feststellen, so fließt etwa der Verkehr im Kaiserstraßental in meine Richtung bergauf und später wieder bergab, das würde ein richtiger Fluss nie mitmachen.

Mein Weg ins Sittl scheint auch ein geheimer Pfad christlicher Barmherzigkeit zu sein, auf die Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul in der Stumpergasse folgt jetzt die Lazaristenpfarre. Namensgeber ist der Heilige Lazarus, den bekanntlich Jesus von den Toten auferweckt hat, für mich als Kind eine meiner Lieblingsstellen in der Bibel. Unter wohliligem Gruseln stellte ich mir Lazarus als eine Mischung aus Frankenstein's Monster und Zombie vor. Gegründet wurde der Orden, und das kann wohl kein Zufall sein, von Vinzenz von Paul, dem Hilfe für die Ärmsten das größte Anliegen war. So gehen heute etwa die Obdachlosenherbergen wie »Vinzi-Rast« und »VinziDorf« auf den Grazer Lazaristen Wolfgang Pucher zurück. Das erste Kloster der Lazaristen war übrigens Saint-Lazare in Paris, es existiert heute nicht mehr, ist aber wohl vielen als Namensgeberin des berühmten Bahnhofs und

des umliegenden Viertels Saint-Lazare in Paris bekannt. Das nun links auftauchende Sophienspital, benannt nach der Mutter von Kaiser Franz Joseph, komplettiert laizistisch die Straße der Barmherzigkeit.

Bald habe ich den Scheitelpunkt meiner Reise, sozusagen den Kalvarienberg, ungefähr auf Höhe der Westbahnstraße erklommen, von hier geht es bergab ins Land, wo Milch und Honig fließen, meinem Ziel entgegen. Rechter Hand, natürlich auf der Sonnenseite, flattert die Fahne der kubanischen Botschaft an einem abgrundtief hässlichen Haus im Wind, etwas weiter unten bietet sich eine kurze Rast im Josef-Strauss-Park an, benannt nach dem Komponisten und Ingenieur, der sich in Abgrenzung zu seinem berühmteren Bruder Johann bewusst mit ss anstatt mit ß schreiben ließ. Ich aber, das Ziel vor Augen und beschwingt durch die Imagination einer fantas-tisch kubanisch-wienerischen Musik, gehe zügig weiter, treffe auf die Lerchenfelder Straße und erreiche mit ihr den Gürtel.